

# Vom gehorsamen Ministranten zum kritischen Katholiken

■ PETER PAWLOWSKY

## Mein Weg in der Katholischen Kirche und meine inzwischen kritische Distanz zu ihr.

Mit acht Jahren, noch in der Volksschule, wurde ich in unserer Wiener Wohnpfarre Kaasgraben Ministrant. Ich ministrierte gern und meine, dass ich dabei Wichtiges gelernt habe: Vor einem andächtigen Publikum bei einem Ritus mitzuwirken, hat es mir in meinem späteren Leben wahrscheinlich leichter gemacht, Vorträge zu halten, Riten zu beachten, sie aber dabei auch nicht allzu ernst zu nehmen.

### Die braven Anfänge

Es gab damals noch kein Fernsehen. Der päpstliche Ostersegen „Urbi et Orbi“ wurde im Radio übertragen. Meine Eltern, meine Geschwister und ich saßen rund um unser Radio, knieten nieder, und wir bekreuzigten uns andächtig. Seit wir nicht mehr im Kaasgraben, sondern im Norden

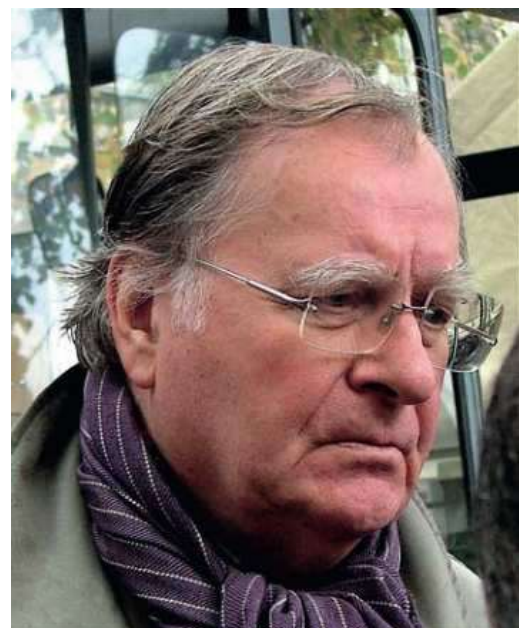
Wiens, in Großjedlersdorf wohnten, gingen wir sonntags in die kleine Kirche der Siedlung. Eines Tages beim Heimweg sagte mein Bruder, er wolle nicht mehr in die Kirche gehen. Mein Vater reagierte darauf mit einer Ohrfeige – vielleicht war es auch nur eine „Dachtel“. Die Stärke der Züchtigung muss im Gedächtnis meines Bruders erforscht werden.

Mit der eigenen Familie dann im 3. Bezirk wohnhaft, trafen wir uns viele Jahre mit Freunden zu einer „Bibelrunde“ in der Pfarre St. Rochus. Lange Zeit zeigte sich der Pfarrer offen und gesprächsbereit. Aber mit dem Wechsel zu den Päpsten nach dem Vatikanischen Konzil hatte der Pfarrer keine Lust mehr für das offene Gespräch und mauserte sich zu einem Vertreter strikter Romtreue. Die Bibelrunde zerfiel.



Peter Pawlowsky studierte Germanistik und Philosophie an der Universität Wien (Promotion 1960), Arbeit im Verlagswesen und in der Erwachsenenbildung, Übersetzer zahlreicher Bücher aus dem Niederländischen und Italienischen. Innerpolitischer Journalist in der Wochenzeitung „präsent“, 1990–1997 Leiter der Abteilung Religion im ORF-Fernsehen, bis 2000 Präsentator von „kreuz+quer“.

Frühe Einflüsse: das Ministrieren in der Heimatgemeinde und der holländische Theologe und Dichter Huub Oosterhuis.



■ Es gab damals noch kein Fernsehen. Der päpstliche Ostersegen „Urbi et Orbi“ wurde im Radio übertragen. Meine Eltern, meine Geschwister und ich saßen rund um unser Radio, knieten nieder, und wir bekreuzigten uns andächtig.

## Aufbruch und Enttäuschung

Die Zeit des Studiums brachte mich zur Katholischen Hochschulgemeinde. Dort beeindruckten mich Personen, die die Nazi-Zeit glaubwürdig überstanden hatten: der Hochschulseelsorger Karl Strobl und der Akademikerseelsorger Otto Mauer. Sie waren Persönlichkeiten, die ihre kritischen Überzeugungen nicht an der Kirchentür ablegten. 1960, nach Ende des Studiums, arbeitete ich in Verlagen, übersetzte aus dem Niederländischen, insbesondere den holländischen Theologen und Dichter Huub Oosterhuis. Er hatte die Amsterdamer Studentengemeinde geleitet, bis er heiratete, weil die Holländische Synode 1971 den Priesterzölibat abgeschafft hatte, aber dann aufgrund des römischen Widerspruchs aus dem Priesteramt entlassen wurde. Er bestärkte mich in der Überzeugung, dass Glaube nicht unbedingt etwas mit amtskirchlicher Zustimmung zu tun hat.

Das II. Vatikanische Konzil hatte große Hoffnungen auf kirchliche Reformen geweckt. Um dessen Beschlüsse in die Praxis umzusetzen, fanden Diözesansynoden statt. In Österreich startete Kardinal König die Wiener Diözesansynode (1968–1971), besetzt mit Priestern und Laien, Männern und Frauen sowie Personen aus verschiedenen Regionen. Das Plenum hatte zuletzt 340 Mitglieder, die die Konzils-Gedächtnis-Kirche in Wien-Lainz voll ausfüllten. Für mich als Synodaler und Redakteur des Informationsdienstes „Synode Wien“ war das eine Zeit des Aufbruchs.

Dem folgte ein gemeinsamer „Synodaler Vorgang“ für alle Diözesen Österreichs (1973–1974). Der Begriff Synode wurde vermieden, um nicht mit römischen Vor-



Foto © Wikipedia

stellungen vom Kirchenrecht in Konflikt zu geraten, und die Macht der Bischöfe wurde ausgebaut. Sie konnten den Beschlüssen des Vorgangs danach in ihrer eigenen Konferenz die Zustimmung verweigern – ein erstes Signal für das Ende der Aufbruchsstimmung. Ferdinand Klostermann, Professor für Pastoraltheologie an der Universität Wien, äußerte sich in seinem „Nachruf auf einen ‚Synodalen Vorgang‘“ (Diakonia 6/1, 1975) entsprechend kritisch: Der synodale Vorgang war „von einem Minimum an Vertrauen und von der Angst bestimmt“, dieser Vorgang „könnte der Bischofskonferenz entlaufen“. Viele Jahre später, erst 2009, wurde die „Laieninitiative“ gegründet, eine der kirchenkritischen Gruppen, die seit dem Volksbegehren 1995 anlässlich der Verfehlungen von Kardinal Groer großen Erfolg hatten, nicht nur in Österreich, auch international. „Wir sind Kirche“ besteht und arbeitet bis heute, während die „Laieninitiative“ sich 2023 – schon längst unter anderem Vorsitz – aufgelöst hat. Gründer war der ÖVP-Politiker Herbert Kohlmaier, und ich war viele Jahre stellvertretender Vorsitzender. Kurz nach der Gründung besuchten Kohlmaier und ich Kardinal Schönborn. Die beiden verstanden sich gut, weil sie der gleichen Mittelschülerverbindung angehört hatten. Ir-



Prägende Szenen aus dem Vatikan: das II. Vatikanische Konzil und weißer Rauch anlässlich der Papstwahl.

■ Nach wie vor zahle ich meinen Kirchenbeitrag, werde auch nicht austreten, denn ich weiß, wie wichtig die selbstlose Tätigkeit vieler kirchlicher Organisation, insbesondere der Caritas, ist und hoffe noch immer auf ein römisches Umdenken.

gendein Verständnis für die Absichten der Laieninitiative war dem Gespräch nicht zu entnehmen – auch nicht als im November 2009 das „Wiener Manifest“ zur grundlegenden Reform des Kirchenrechts herausgebracht wurde.

Seither versuche ich herauszufinden, was die Konstruktion der Römisch-Katholischen Kirche noch mit Jesus von Nazareth als ihrem Fundament zu tun hat. Ohne Zweifel hat die 2000jährige Geschichte dieser Kirche bewundernswerte Gläubige hervorgebracht, heilige Frauen und Männer, Märtyrer, die heiliggesprochen wurden und doch an der rechtlichen Konstruktion der römischen Kirche nichts verändern haben.

### Spektakel neuer Papst

Tausende füllten am 8. Mai dieses Jahres den Petersplatz in Rom, warteten auf den weißen Rauch aus dem Schornstein über der Sixtinischen Kapelle und jubelten, als damit die Wahl des neuen Papstes angekündigt wurde. Ich verfolgte alles im Fernsehen. Auch ich war von dem Spektakel beeindruckt. Freilich fragte ich mich auch: Was hat das alles mit dem gekreuzigten und auferstandenen Christus zu tun? Der Aufbau einer kirchlichen Hier-

archie zur Festlegung kirchlicher Gesetze – ist das wirklich ein Auftrag des Evangeliums? Er hatte doch gesagt: „Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen“ (Mt 23, 8). Und im Römerbrief ist sich Paulus sicher: „Wer den anderen liebt, hat das Gesetz erfüllt“ (Röm 13, 8).

Als das weströmische Reich unterging, war der Bischof von Rom die letzte anerkannte politisch potente Figur des römischen Reiches im Westen, die für Ordnung sorgen konnte. Dieser Umstand verschaffte dem römischen Bischof über die 2000 Jahre seither eine Vormachtstellung in Europa. Er ernannte Kaiser und Könige, die ihre Macht dem obersten Christen in Rom verdankten. Diese Macht verdankte er selbst aber nicht dem Evangelium, nicht der Beauftragung durch Jesus von Nazareth, sondern der römischen Reichsidee. Bis heute ist die römisch-katholische Kirche nach dieser Reichsidee organisiert. Ich habe das in einem umfangreichen Text mit dem Titel „Der Papst als Kaiser der Kirche“ in der „Furche“ vom 23. Februar 2023 dargestellt.

Nach wie vor zahle ich meinen Kirchenbeitrag, werde auch nicht austreten, denn ich weiß, wie wichtig die selbstlose Tätigkeit vieler kirchlicher Organisation, insbe-

**■ Indem jeder auf jeden in der Kirche hört und jeder jeden ernst nimmt und sich konsequent danach verhält, ist die Kirche sogar besser als die Demokratie. Ja, sie ist Modell für jede Demokratie oder sie müsste es sein!**

sondere der Caritas, ist und hoffe noch immer auf ein römisches Umdenken. Papst Franziskus stärkte meine Hoffnung, nicht umsonst nannte er seine Autobiographie „Hoffnung“. Aber auch er war nicht imstande, alle vatikanischen Verkalkungen aufzubrechen. Er löste viele menschenfeindliche Vorschriften, versäumte aber, sie kirchenrechtlich abzusichern.

Laufend verlieren die großen Kirchen ihre Mitglieder. Der Kirchenbeitrag ist nur der letzte Anlass dafür. Warum soll man zahlen, wenn die Performance der Kirchen nicht mehr glaubwürdig ist? Dass in Österreich die Kirche eine Stütze der autoritären Dollfuß-Regierung war, haben viele Christen und Christinnen nicht vergessen. Gegenwärtig unterstützt die orthodoxe Kirche Russlands den Angriffskrieg gegen die Ukraine, eine Allianz, die auch der Römischen Kirche nicht fremd ist, auch wenn sie heute für den Frieden eintritt; Kirche und Krieg – ein langes Thema.

### Auswege gesucht

Auf den ersten Blick sind die synodalen Diskussionen, die Papst Franziskus eingeführt hat, eine Hoffnung. Aber ebenso wenig wie die Kirche eine Diktatur der Geweihten sein kann, ebenso wenig können demokratischen Abstimmungen den Glauben der einzelnen Christen bestimmen. Nur das Zusammenleben in Familie, in Gruppen und Vereinen, in Gemeinden und Staaten braucht vereinbarte Regeln. Glauben hingegen bedeutet ein Höchstmaß an Freiheit und Verantwortung. Hat das Evangelium nicht mit dem zu tun, das sich nicht gebieten, sondern nur schenken lässt: mit Zutrauen und Liebe durch Gott und unter den Menschen?

Darin bestärkte mich auch die Begegnung mit P. Josef García-Cascales. Den Spanier hatte es nach Österreich verschlagen. Hier führte er den kleinen Glaubenskurs „Cursillo“ ein. Er stand bedingungslos hinter der Kirche, hatte aber vergleichbare Schwierigkeiten mit seinem eigenen Or-

den, den Claretinern. Die Ordensleitung hatte kein Verständnis für das Charisma ihres Mitglieds und behinderte ihn, wo sie konnte. Sein Zugang zum Christus-Glauben war von der Überzeugung geprägt, dass glauben freimacht: „Wo der Geist des Herrn wirkt, da ist Freiheit (2 Kor 3,17)“. „Indem jeder auf jeden in der Kirche hört und jeder jeden ernst nimmt und sich konsequent danach verhält, ist die Kirche sogar besser als die Demokratie. Ja, sie ist Modell für jede Demokratie oder sie müsste es sein!“, schreibt García-Cascales in seinem 1980 erschienenen Buch „Mensch werde menschlich“.

Das Zweite Vatikanische Konzil war auf dem Weg zu größerer Freiheit in der Kirche, die zwei nachfolgenden Päpste haben das Rad der Geschichte wieder zurückgedreht und ein nachhaltiges Wechselspiel von Hoffnung und Enttäuschung in Gang gesetzt. Mächtige können offenbar weder im Staat noch in der Kirche der Versuchung widerstehen, ihr Amt totalitär auszubauen. Was der jetzige Präsident der USA treibt, haben die Päpste immer wieder getrieben, wenn auch die Folgen anderer Art sind. Es ist leichter, aus der Kirche auszutreten, als aus den USA. Es geht dabei um andere Formen der Vertreibung. Vertreibt nicht auch die Kirche viele Christen und Christinnen, wenn auch auf andere Weise?

Vertreibung durch Spaltung – schon in der Antike, aber insbesondere seit der Reformation. Wenn heute die christlichen Kirchen einander freundschaftlich gegenüberstehen und der christlich fundierte Judenhass ein Ende zu finden scheint, dann war der Preis dafür zu hoch. Die Toten des Krieges und des Holocaust werden davon nicht mehr lebendig. Es waren immer nur Einzelne, die sich dem mörderischen Wahnsinn widersetzen, auch einzelne Päpste im unmittelbaren römischen Wirkungsfeld. Auf „die Kirche“ ist kein Verlass, nur auf die Glaubensüberzeugung der Einzelnen, die sich von der Botschaft Jesu haben schulen lassen. ■